



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

::: Sprachliche Neubildungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bin Ihnen noch einmal so gut. H. Pr. G.¹⁶⁾ macht sich Hofnung, diesen Sommer wider nach Leipzig zu gehen. Können Sie mir nicht eine von Ihren Grazien zuschicken? Alles Vergnügen, auch das Meinige, sei Ihre. 1774 den 18. April.

Geben Sie mir wenigstens, wenn Sie ja noch etwas von Ihrer ehemaligen Rezzerei an sich haben, gedruckt einen Wink in ihren Beiträgen,¹⁷⁾ daß Sie diesen Brief gelesen.

Breslau.

H. Markgraf.



Sprachliche Neubildungen.



eit etwa sechs oder sieben Jahren ist wohl kein Jahr vergangen, ohne daß sich von irgend einer Seite eine Stimme erhoben hätte über die zunehmende Verschlechterung unsrer Schriftsprache. Den Anfang machte J. A. Brandstätter mit seinem Buche über die „Gallizismen in der deutschen Schriftsprache“ (Leipzig, Hartknoch); dann folgte A. Lehmann mit seinen „Sprachlichen Sünden der Gegenwart“ (Braunschweig, Wreden), die, ein erfreulicher Beweis dafür, daß der Uebelstand wenigstens anfangs Aufmerksamkeit zu erregen, schnell nacheinander zwei Auflagen erlebten; ihnen schloß sich K. Hildebrand an in der zweiten, erweiterten Bearbeitung seines vor trefflichen, mir aus der Seele geschriebnen Buches „Vom deutschen Sprachunterricht und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ (Leipzig, Klinckschardt), kleinere Kampfschriften kamen dazwischen, und neuerdings ist K. G. Andresen, in weiten Kreisen bekannt durch sein interessantes Buch „Ueber deutsche Volksetymologie“ in die Behandlung die Frage mit eingetreten durch ein äußerst gründliches und umfassendes Werk: „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen“ (Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880).

Andresen begnügt sich nicht mit einer Sammlung einzelner, besonders häufig zu beobachtender Sprachverstöße, sondern was er bietet, ist beinahe ein systematisches Buch. Er verfolgt die Abweichungen des Sprachgebrauches von der grammatisch richtigen Sprache durch alle Capitel der Formenlehre und der Syntax hindurch, und während eine gewöhnliche Grammatik sich nur mit den gefehmäßigen, normalen Erscheinungen der Sprache beschäftigt, könnte man die seine ein „Buch von

¹⁶⁾ Soviel ich sehen kann, ist Garve im Sommer 1774 nicht nach Leipzig gekommen.

¹⁷⁾ In den Beiträgen wenigstens ist Lessing diesem Wunsche nicht nachgegeben.

der gefunden und franken Sprache“ nennen oder, nach Art von Rosenkranz' „Aesthetik des Häßlichen,“ eine „Grammatik des Falschen.“ Ich wünschte, dies Buch läge auf dem Arbeitstische jedes Schulmeisters, auf dem Redactionstische jeder Zeitung. Jeder, auch der Sprachkundigste, kann daraus lernen, und wäre es nur die beruhigende Bestätigung eigener Beobachtungen. Vor allem ist es freilich für die Unsichern bestimmt, die den guten Willen haben, rein und richtig zu schreiben; durch ein praktisches Register ist dafür gesorgt, daß sie in jedem Zweifelsfalle die gewünschte Aufklärung rasch finden können.

Ich behalte mir vor, auf einzelne Capitel dieses verdienstvollen Buches gelegentlich näher einzugehen und meine eignen Beobachtungen mit denen des Verfassers zu verbinden. Für diesmal möchte ich nur eine Erscheinung zur Sprache bringen, die Andresen wohl auch gelegentlich streift, da sie, als in das Capitel der Wortbildungslehre gehörig, von keiner Grammatik umgangen werden kann, die er aber doch nur kurz und beiläufig behandelt: die Erscheinung, daß unsre Sprache von Jahr zu Jahr mehr mit Neubildungen (sogenannten Neologismen) überschwemmt wird. Ich meine nicht die zahllosen Neubildungen, die der Augenblick schafft und wieder vernichtet, die der einzelne braucht, die ihm aber niemand nachbraucht, vielleicht er sich selber nicht, sondern lediglich solche, die sich verbreitet haben. Ich habe nämlich die keßerische Ansicht, daß die gegenwärtige Häßlichkeit eines großen Theiles unsrer Schriftsprache, vor allem die Sprache unsrer Tagespresse, nicht bloß auf die zunehmende Flüchtigkeit und Gleichgiltigkeit in grammatischen Dingen, sondern zum Theil auch auf die zahlreichen überflüssigen, obendrein oft falsch und geschmacklos gebildeten Neologismen zurückzuführen sei, welche in unsre Schriftsprache eingedrungen sind.

Niemand wird so thöricht sein, ein neugebildetes Wort deshalb zu verwerfen, weil es neu ist. Jedes Wort ist zu irgend einer Zeit einmal neu gewesen. Von zahlreichen Wörtern, die uns jetzt so geläufig sind, daß wir sie uns gar nicht mehr aus unsrer Sprache wegdenken können, läßt sich nachweisen, wann und wie sie ältern Ausdrücken an die Seite getreten sind, bis sie diese allmählich ganz verdrängten.

Wer Lessingsche Prosa aufmerksam liest, dem begegnen auf jeder Seite Wörter, die heute durch andre ersetzt sind, in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aber noch gäng und gäbe gewesen sein müssen. Folgende Beispiele sind sämmtlich aus dem „Laokoön“ entnommen. Lessing schreibt Denkungsort, Widerspiel, Augenpunkt, Schilderei, Gastgebot, wo wir jetzt Anschauung (oder Gefinnung), Gegentheil, Gesichtspunkt, Gemälde, Einladung sagen. Bisweilen ist der Stamm des Wortes derselbe geblieben, aber die Wortbildung hat sich verändert; so lesen wir bei Lessing Ab-

setzung (in Absetzungen declamiren), Entgegensetzung (charakteristische Entgegensetzung), Besorgung, Verstoßung, Ausschweifung, Beiseigerung, Thätigkeit (sich mit Thätigkeiten gegen jemand vergehen), wo nach heutigem Sprachgebrauche der Zusammenhang Absatz, Gegensatz, Besorgniß, Verstoß, Abschweifung, Wettseifer, Thätlichkeit verlangen würde. In der Einleitung bezeichnet Lessing seinen „Laokoön“ als „unordentliche Collectanea zu einem Buche,“ jetzt würde er schreiben ungeordnete; er braucht witzig, überhingend, betrüglisch, ausdrückend, zeitverwandt, verkleinerlich, widersprechend, geringschätzig (eine geringschätzigte Sache), anschaulich (eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit), willkürlich (willkürliche Gruppen), wo wir jetzt geistreich, vorübergehend, trügerisch, ausdrucksvoll, gleichzeitig, unrühmlich, widerspruchsvoll, unbedeutend, sichtlich (oder handgreiflich), zwanglos sagen würden; unanständig und unschicklich, deren Anwendung jetzt auf das Betragen eingeschränkt ist, findet sich bei Lessing noch in viel weiterem Gebrauche, wo wir es jetzt durch unpassend und unangemessen ersetzen müßten. Eine reiche Auslese bietet neben den Haupt- und Eigenschaftswörtern das Zeitwort. Wir sagen heute: von etwas ausgehen, die Linie bildet den Umriß des Körpers, Lobsprüche eintragen, Eindruck machen, eine Meinung aufrecht halten, das Scepter bezeichnet die Würde; bei Lessing findet sich dafür: von etwas aussetzen, die Linie umschreibt den Körper, Lobsprüche zuziehen (was jetzt nur vom Tadel gesagt wird), rühren (was jetzt auf besonders ergreifende oder wehmüthige Eindrücke beschränkt ist), eine Meinung behaupten, das Scepter bemerkt die Würde. Vielsach begnügt sich Lessings Sprache noch mit dem einfachen Zeitwort, wo die heutige ein zusammengesetztes hat, wie in wirken (Pressungen werden von einer Last gewirkt) für bewirken, fallen (auf einen Gedanken fallen) für verfallen, arbeiten (auf eine Wirkung arbeiten) für hinarbeiten; manchmal hat sich auch das Vorwort geändert, wie in befeuern (die Phantasie befeuern), anmerken, befallen, wofür es jetzt anfeuern, bemerken, einfallen heißt.

Auffällig ist es — und es liegt hierin für uns eine beschämende Thatsache —, wie oft die Sprache Lessings deutsche Wörter hat, wo gegenwärtig allgemein Fremdwörter üblich oder wieder üblich geworden sind. Lessing schreibt Kunst-richter, Vorwurf, Täuschung, Einbildungskraft, Weg (der homerische Weg), Lustweg, abstechend (abstechende Charaktere), äußerlich verabredet (äußerlich verabredete Merkmale), abziehen oder absondern (abgesonderter Begriff), wo heute sicherlich jedermann Kritiker (oder Recensent), Sujet, Illusion, Phantasie, Methode, Promenade, contrastirend, conventionell, abstract schreiben würde. Es ist überhaupt — das mag bei dieser Gelegenheit

einmal ausgesprochen werden — ein bloßes Märchen, welches sich aus einer deutschen Literaturgeschichte in die andre schleppt, daß die deutsche Sprache zu keiner Zeit mehr durch Fremdwörter entstellt gewesen sei als im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts; sie ist es gegenwärtig, wie sich durch Zahlen beweisen ließe, in weit höherm Grade als damals. Man nehme die erste beste Flugschrift aus dem dreißigjährigen Kriege, also aus der Zeit, wo angeblich unsre Sprache am verwildertsten war, zur Hand, vergleiche sie mit der ersten besten Berliner Zeitungsnummer von 1881 und zähle die Fremdwörter, d. h. diejenigen Wörter, die jeder gebildete und sprachkundige Leser als Fremdwörter empfindet, man wird erstaunen über die wesentlich größere Höhe ihres Procentsages in der Gegenwart. Was in der Sprache des 17. und 18. Jahrhunderts auffällt und wodurch die meisten sich täuschen lassen, das sind zwei Umstände. Erstens hatte die Sprache damals andre Fremdwörter als heute; die damals gebräuchlichen sind freilich zum größten Theile jetzt verschwunden, und so erregen sie unsre Heiterkeit, aber sie sind reichlich durch doppelt so viel andre ersetzt worden, über die ein Perrückenträger aus dem 17. Jahrhundert wahrscheinlich ebenso lachen würde wie wir über die seinigen. Zweitens schrieb und druckte man damals die Fremdwörter mitten in der deutschen Sprache mit lateinischen Buchstaben, so daß sie uns beim Lesen alter Drucke in besonders auffälliger Weise in die Augen springen; die unzähligen Zeitwörter, die mit der romanischen Endung *-iren* gebildet waren, schrieb und druckte man sogar mit gemischter Schrift, den Stamm mit lateinischen, die Endung mit deutschen Buchstaben (*regardiren*, *fatigiren*, *soulagiren*). Wollten wir einen politischen „Leitarticle“, eine „Concert- oder Theatercritique“ von heute mit derselben Schriftmengerei schreiben und drucken, die damals üblich war, der Anblick einer modernen Zeitungsnummer würde weit lächerlicher sein als der einer „Relation“ aus dem 17. Jahrhundert. Wir haben gerade in den letzten Jahrzehnten in diesem Punkte riesige Rückschritte gemacht, und ein neuer Laurenberg oder Moscherosch oder Logau hätte jetzt reichlichem Stoff zur Satire als vor zwei oder dritthalb hundert Jahren.

Aber wir brauchen uns nicht auf die Beobachtung der Thatsache zu beschränken, daß im vorigen Jahrhundert noch eine Menge von Wörtern im Gebrauche war, die heute durch andre Wörter verdrängt sind; in vielen Fällen läßt sich geradezu nachweisen, wann und von wem ein Wort zum ersten Male gebraucht worden ist. Empfindsam z. B., ein Wort, welches uns so geläufig ist, daß wir uns kaum vorstellen können, daß es unsrer Sprache jemals gefehlt habe, ist nicht älter als 113 Jahre; Lessing war es, der es zuerst 1768 gebraucht hat, und zwar wissen wir genau, wann und bei welcher Gelegenheit. Noch im

Sommer 1767, als er das 8. Buch der „Hamburgischen Dramaturgie“ schrieb, behalf er sich mit der Form empfindlich, die heute ja etwas ganz andres (leicht verletzlich, leicht zu beleidigen) bedeutet; er schreibt da über die sogenannte comédie larmoyante: „Verschiedne Stücke dieser Gattung sind etwas mehr als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen.“ Wenige Monate später übersetzte Bode Lawrence Sternes *Sentimental journey* ins Deutsche und war dabei wegen eines entsprechenden Ausdrucks für das damals auch im Englischen noch ziemlich neue Wort sentimental — es war zuerst 1753 im „Grandison“, dem damals von aller Welt gelesnen Roman Richardsons gebraucht worden — in Verlegenheit. Er befragte Lessing, und dieser schrieb ihm darüber, wie Bode selbst in der Vorrede zu seiner Uebersetzung mittheilt: „Bemerken Sie, daß sentimental ein neues Wort ist. War es Sterne erlaubt, sich ein neues Wort zu bilden, so muß es auch seinem Uebersetzer erlaubt sein. Die Engländer hatten gar kein Abiectivum von sentiment, wir haben von Empfindung mehr als eines: empfindlich, empfindbar, empfindungsreich, aber diese sagen alle etwas andres. Wagen Sie empfindsam! Wenn eine mühsame Reise eine Reise heißt, bei der viel Mühe ist, so kann ja auch eine empfindsame Reise heißen, bei der viel Empfindung war; ich will nicht sagen, daß Sie die Analogie ganz auf ihrer Seite haben dürften. Aber was die Leser vors erste bei dem Worte noch nicht denken, mögen sie sich nach und nach zu denken gewöhnen.“ Bode nahm das Wort an, Lessing selber brauchte es bald öfter, und schon in den siebziger Jahren war es allgemein verbreitet.

Nicht wenige Wörter verdanken wir dem Eifer der Sprachreiner, der freilich oft genug in lächerlicher Weise übers Ziel hinausschoß, bisweilen aber doch auch einen glücklichen Treffer that, welcher Beifall fand. Wir denken hier vor allem an Philipp von Besen, an Gottsched, an Campe und an den Turnvater Jahn. Allbekannt sind die komischen Verdeutschungsvorschläge, die Philipp von Besen, der Stifter der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ in Hamburg als Anhang zu seinem 1645 erschienenen Roman „Die adriatische Rosenmund“ machte; Nase sollte durch Löschhorn, Fenster durch Tageleuchter, Pistole durch Reitpuffer, Theater durch Schauburg, Natur durch Zeugemutter, Vers durch Dichtling, Obelisk durch Sonnenspitze, Affect durch Gemüthstrist ersetzt werden. Diese Einfälle erregten schon die Heiterkeit der Zeitgenossen. Doch hat sich einzelnes von den Vorschlägen Besens, wie Lustwandeln für spazieren und von Selbstand (für Person) wenigstens das Eigenschaftswort selbständig Bahn gebrochen und erhalten. Gegenstand scheint Gottsched zuerst in der heute üblichen Bedeutung (Object) angewandt zu haben; im 16. und 17. Jahrhundert wurde es nur im Sinne von Widerstand, Gegenwehr, Gegensatz, Hinderniß gebraucht, und die Ein-

führung der neuen Bedeutung stieß auch in Süddeutschland wegen der Vermischung mit der bisherigen auf Schwierigkeiten. Von Joachim Heinrich Campe, dem bekannten Aufklärer und Jugendschriftsteller, der Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, während der napoleonischen Fremdherrschaft, unermüdet für die Reinheit unsrer Sprache kämpfte, sind ebenfalls eine Anzahl Neubildungen, die er für Fremdwörter vorschlug, durchgedrungen, obwohl sie anfangs von manchen Seiten lebhaft bekämpft wurden. So empfahl er schon 1791 in seinen „Proben einiger Versuche deutscher Sprachbereicherung,“ für Carricatur Zerrbild zu sagen. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ verurtheilte das Wort als unerträglich, und Campe wollte es wirklich zurückziehen. Aber schon 1798 findet es sich bei Wieland, der sich überhaupt den Campischen Vorschlägen bereitwilliger anbequemt als Goethe und Schiller, die dem wohlmeinenden Sprachreiner in ihren „Kenien“ arg mitspielten, und 1804 konnte Jean Paul in seiner „Vorschule der Aesthetik“ schreiben, daß das Wort Zerrbild „an jeder Göttertafel der Dichtkunst zu sitzen fähig“ sei. Von andern seiner Vorschläge, die, anfangs angefochten, bald allgemeines Bürgerrecht fanden, erwähnen wir noch Kunststraße für Chaussée, Stelldichein für Rendezvous, Umwälzung für Revolution. Ueber das letzte Wort schreibt Campe selbst 1801 in seinem „Wörterbuche zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedruckten fremden Ausdrücke“: „Dieses anfangs so laut verworfne Wort hat in der Folge einen fast allgemeinen Beifall gefunden. Es ist jetzt (neun Jahre, nachdem ich es in den Briefen, aus Paris geschrieben, zum ersten Male versuchte) gewiß schon in tausend und mehr Schriften gebraucht worden und daher nunmehr unsrer Sprache unaustilgbar einverleibt. Selbst viele unsrer größten Schriftsteller haben mir die Ehre erwiesen, Gebrauch davon zu machen, z. B. Wieland in den Göttergesprächen und im Merkur, Engel im Fürstenspiegel, Goethe, Kant, Herder.“ Von den zahlreichen Neubildungen endlich, die Zahn gewagt hat, mögen wenigstens zwei genannt sein, die durchgedrungen sind: Volksthum, wovon weiter volksthumlich gebildet wurde, und — turnen.

Man sieht also: daß ein Wort neu und ungewohnt ist, ist an sich kein hinreichender Grund, sich gegen den Gebrauch desselben zu sträuben. Wohl aber darf man Neubildungen gegenüber die Frage aufwerfen: Sind sie nöthig? Und sind sie richtig? Neue Gegenstände, neue Vorstellungen und Begriffe verlangen unbedingt auch neue Wörter. Ein neu erfundnes Geräth, ein neu erpinnener Kleiderstoff, eine neu entdeckte chemische Verbindung, eine neu beobachtete Krankheit, eine neu entstandne politische Partei — wie sollte man sie mit den bis dahin üblichen Worten bezeichnen können? Sie alle verlangen und erhalten auch alsbald ihre neuen Namen. Es müssen aber keineswegs immer neue Dinge

sein, die neue Wörter hervortreiben, auch alte Dinge fordern oft neue Bezeichnungen. Wie das möglich ist? Sehr einfach. Wörter sind wie Münzen im Verkehr; sie greifen sich im Laufe der Zeit ab und verlieren ihr scharfes Gepräge. Ist dieser Vorgang so weit fortgeschritten, daß das Gepräge beinahe unkenntlich geworden ist, so entsteht von selbst das Bedürfniß, die abgenutzten Wörter gegen neue einzutauschen. Und wie bei abgegriffnen Münzen leicht Täuschungen entstehen, so auch bei vielbenutzten Wörtern; sehr leicht verschiebt sich nämlich ihre ursprüngliche Bedeutung. Hat sich aber eine solche Verschiebung vollzogen, dann ist für den alten Begriff, der durch das alte Wort nun nicht mehr völlig gedeckt wird, gleichfalls ein neues Wort nöthig. In vielen Fällen büßen die Wörter, ebenso wie die Münzen, durch den fortwährenden Gebrauch geradezu an Werth ein, sie erhalten einen niedrigen, gemeinen Neben Sinn. Ueber diese weit verbreitete Erscheinung, die namentlich im Deutschen stark ausgebildet ist, hat Reinhold Bechstein einmal einen interessanten und lehrreichen Aufsatz geschrieben (in Pfeiffers „Germania“, 1863). Er bezeichnet diese Neigung, den ursprünglichen Sinn der Wörter zu verschlechtern, als den „pessimistischen Zug“ der Sprache und zeigt, welche eine Masse von Wörtern widerstandslos in diese Strömung hineingerathen ist. Man denke an Wörter wie Pfaffe, Bauer, Schulmeister, Komödiant, Literat, Magd, Dirne und Mensch (das Mensch, Küchenmensch, Kammermensch), Elend, Schimpf, Hoffarth, Gift, List, gemein, schlecht, frech, erbärmlich. Ihnen allen ist von Hause aus der verächtliche Neben Sinn fremd, der im Laufe der Zeit in sie hineingelegt wurde. Sobald sie aber einmal damit behaftet waren, mußten sie, wenn der frühere Sinn ohne Beigeschmack wieder zum Ausdruck kommen sollte, durch andre Wörter ersetzt werden. So wurden sie verdrängt durch Geistlicher, Landmann, Lehrer, Schauspieler, Schriftsteller, Mädchen, Fremde, Scherz, Hochherzigkeit, Gabe, Klugheit, allgemein, schlicht, kühn, barmherzig.

Die andre Forderung, die man doch wohl an ein neu aufkommendes Wort stellen darf, ist die, daß es regelrecht, gesetzmäßig, nach richtiger Analogie gebildet sei und daß es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgiebt. Diese Forderung ist so wesentlich, daß wir, wo sie erfüllt ist, selbst davon absehen, die Bedürfnisfrage zu betonen. Verräth sich in einem neu gebildeten Worte ein besonders geschickter Griff, zeigt es etwas besonders schlagendes, zwingendes, überzeugendes, eine besonders plastische Anschaulichkeit, überdies vielleicht verbunden mit gefälligem Klang, so heißen wir es auch dann willkommen, wenn es überflüssig ist; wir lassen es uns als eine glückliche Bereicherung unsers Wortvorrathes gefallen und haben unsre Freude dran.

Prüfen wir die oben zusammengestellten Beispiele an diesen Forderungen, so können wir nicht leugnen, daß die meisten von ihnen sie erfüllen. Bleibt auch schließ-

lich eine Anzahl von Wörtern übrig, bei denen uns kein rechter Grund ersichtlich ist, warum sie nicht weitergebraucht worden sind, bei denen wir uns also damit begnügen müssen anzunehmen, daß sie eben zu irgend einer Zeit dem Sprachgefühl anfangen etwas veraltet und zopfig zu klingen, wie *Denkungsart*, *Widerspiel*, *zeitverwandt* — bei den meisten können wir deutlich nachweisen, daß die Neubildung aus irgend einem der angeführten Gründe wünschenswerth erschienen ist. Was von den Verdeutschungsvorschlägen *Philipp* von *Jesen* und *Campes* Eingang gefunden hat, darf als glückliche Bereicherung unsers Wortschatzes angesehen werden. Participialformen wie das *Lessingsche* ausdrückend und widersprechend haben jedenfalls mit der Zeit matt und inhaltslos geklungen, so daß das Bedürfniß entstand, sie durch ausdrucksvoll und widerspruchsvoll zu ersetzen. Denselben Vorgang können wir ja auch an andern Participien gewahren. *Goethe* schreibt unzähligemal bedeutend, wo wir jetzt bedeutungsvoll sagen würden. Und wie abgenutzt ist unser reizend! Es ist so bis zum Ueberdruß gebraucht, daß man es kaum noch aussprechen kann. Neuerdings hat man sich denn auch hier damit geholfen, daß man, um den ursprünglichen Sinn wieder auszudrücken, zu reizvoll seine Zuflucht genommen hat. Andre der oben genannten Wörter haben ihre Bedeutung so ausschließlich nach einer bestimmten Richtung hin verschoben, daß sie aus diesem Grunde an den betreffenden Stellen bei *Lessing* jetzt durch andre Formen ersetzt werden müßten. Hierher gehören *Besorgung*, *Verstoßung*, *witzig*, *geringschätzig*, *rühren*. Wir brauchen alle diese Wörter noch heute, aber in anderm Sinne, als *Lessing* sie brauchte. Wollen wir das ausdrücken, was *Lessing* damit ausdrückte, so müssen wir sagen: *Besorgniß*, *Verstoß*, *geistreich*, *unbedeutend*, *Eindruck* machen. In den erwähnten pessimistischen Zug sind z. B. *hineingerathen*: *Ausschweifung*, *unordentlich*, *unanständig*. Um den Sinn, den diese Worte noch im vorigen Jahrhundert hatten, wiederzugeben, müssen wir jetzt zu *Abschweifung*, *ungeordnet*, *unpassend* greifen. Ein classisches Beispiel endlich einer sprachlichen Neuschöpfung, die einem allgemeinen Bedürfniß entgegenkam, eine Art erlösender sprachlicher That war das *Lessingsche* empfindsam. Die warme Religiosität, das lebendige Naturgefühl, der Cultus schwärmerischer Liebe und Freundschaft, der schon mit *Klopstock* Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beginnt, erreichte Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre einen Grad von Stärke, Spannung und schließlich Ueberspannung, der etwas völlig neues war. Die Sache war da, alle Welt, vor allem die Jugend, war davon ergriffen, aber es fehlte das Wort dafür. *Lessing*, der große Sprachmeister, schuf das Wort. Er schuf es, unberührt von der Empfindsamkeit der Zeit wie er geblieben war, aus purer Reflexion, und doch mit so genialem Griff, daß niemand sich des Ein-

drucks der schlagenden Richtigkeit erwehren konnte, und jedermann brauchte es ihm nach.

Legen wir nun einmal denselben Maßstab an eine Anzahl der in den letzten Jahren aufgetretenen Neubildungen und fragen wir: Sind sie nötig? Sind sie richtig? Sind sie schön? Sind sie eine Bereicherung unserer Sprache?

Neugebildete Hauptwörter sind Jetztzeit und Rückäußerung, neugebildete Eigenschaftswörter selbstredend, unerfindlich, verlässlich. Die Wörter sind sämtlich richtig gebildet, aber sämtlich — überflüssig, denn die, welche durch sie verdrängt werden sollen: Gegenwart, Antwort, selbstverständlich, unbegreiflich (unverständlich, unerklärlich, unsaßbar), zuverlässig, haben weder von ihrer alten Kraft etwas eingebüßt, noch haben sie ihre alte Bedeutung verschoben. Wohl aber ist Rückäußerung ein häßlich schleppendes Wort, Jetztzeit mit seinem doppelten *z* eine Beleidigung des Ohres, unerfindlich geradezu eine Albernheit. Erfinden und verstehen (oder begreifen) wird kein Mensch miteinander vertauschen; wie ist es daher möglich, daß unerfindlich dasselbe bedeute wie unbegreiflich? Selbstredend scheint sich zu empfehlen durch eine gewisse Plastik des Ausdrucks: das Wort will doch wohl sagen, eine Sache sei so klar und einleuchtend, daß man keine Silbe darüber zu verlieren brauche, daß sie gleichsam selber und für sich selber spreche. Trotzdem ist das Wort weder notwendig noch schön.

Unter den Zeitwörtern hat man seit kurzem neu gebildet belassen (wir wollen es bei der bisherigen Einrichtung belassen) und belegen sein (ein Haus ist in der oder jener Straße belegen) für das bisherige lassen und gelegen sein, beides ebenso überflüssig wie häßlich. Die Vorsilbe *be-* ist aus bei entstanden. In dem ersten Beispiele ist sie unnötig, denn das *bei* ist schon vorher ausgedrückt, im zweiten geradezu sinnlos. Nicht neugebildet, aber in neuem Sinne angewandt erscheinen seit einiger Zeit verziehen, fortsetzen, fortlassen und fortkommen; sie werden gebraucht für ziehen oder ausziehen (er ist in eine andre Straße verzogen) wegsetzen, wegkommen und weglassen, und ihnen hat sich das neugebildete Wort fortfallen (für wegfallen) angeschlossen. Hier scheint der pessimistische Zug etwas im Spiele zu sein, denn die Leute, welche mit Vorliebe die Zusammensetzungen mit *fort-* brauchen, bilden sich ein, feiner und vornehmer zu sprechen. In Wahrheit liegt eine bedauerliche Abstumpfung des Sprachgefühls vor. Zwischen *fort* und *weg* wird zwar in Zusammensetzungen auch sonst bisweilen kein Unterschied gemacht, aber der Unterschied ist vorhanden und wird von sprachlich feinfühligem Menschen überall beobachtet. *Fort* wird gebraucht im Sinne von vorwärts, nach vorn, dagegen *weg* für seitwärts, aus dem Wege, auf die Seite. In der Volksmasse

wird jemand mit fortgerissen d. h. in die Strömung hinein, ein Haus aber wird weggerissen d. h. beseitigt. Den Stuhl wegsetzen heißt ihn auf die Seite, aus dem Wege setzen, die Arbeit fortsetzen sie fördern, vorwärtsbringen. Es ist also entschieden stumpfsinnig, wenn jemand nicht unterscheidet: Der Maler hat den Hund weggelassen (auf der Copie eines Bildes nämlich) und er hat ihn fortgelassen (nämlich aus dem Zimmer), oder: Es ist jemand schlecht fortgekommen (auf sumpfiger Landstraße nämlich) und er ist schlecht weggekommen (nämlich bei einem verunglückten Unternehmen).

Ein neues Umstandswort, das sich schon großer Beliebtheit erfreut, ist bislang. Vor kurzem sagte man noch bisher — was ist mit dem Worte, daß es auf einmal nicht mehr gelten soll? Auch in diesem Falle ist die Neubildung unnöthig und ist doch auch wahrhaftig nicht als eine besondere Bereicherung unsrer Sprache anzusehen.

Höchst seltsam ist es, wie in unserm gegenwärtigen Sprachgebrauche das Streben nach Kürze und das Streben nach Breite und Weitschweifigkeit einander kreuzen. Wenn man so grauenvolle Worte bildet wie z. B. die neuerdings bis zum Ekel sich mehrenden Zusammensetzungen mit *-nahme*: Stellungnahme, Parteinahme, Antheilnahme (für das alte gute Wort *Theilnahme*!) Anstandnahme, Inbeschlagnahme, Inangriffnahme, Inhaftnahme, Inbetrachtungnahme, Zubehilfenahme, so will man damit doch eine gewisse Kürze erreichen; man sagt mit einem Worte, was man sonst, bei Benutzung des Zeitwortes, mit mehreren ausdrücken müßte. Dieß doch kürzlich ein Telegramm durch alle Zeitungen, welches die Nachricht, daß eine asiatische Provinz den russischen Kaiser gebeten habe, sie in Schutz zu nehmen, mit den Worten ausdrückte, sie habe „um die In-schutznahme des Kaisers“ (!) gebeten. Wenn man so auf der einen Seite nach einer Kürze des Ausdrucks strebt, die, wie in dem letzten Beispiele, bis zum Blödsinn geht, warum verbreitert man dann auf der andern Seite gute, deutliche Wörter, wie Ahnung, Erinnerung, Bethheiligung, mindern, ablösen, die noch vollständig ihre ursprüngliche Kraft bewahrt haben, zu Vorahnung, Rück Erinnerung, Mitbetheiligung, herabmindern, loslösen? Kann man etwas auch hinterher ahnen, oder sich nach vorwärts erinnern, oder etwas hinaufmindern?

Gerade die Sucht, sich breit und wichtig auszudrücken, hat zu einer Masse der überflüssigsten und garstigsten Neubildungen geführt. Wer Rechnung ablegt, berichtet nicht mehr, wie viel er eingenommen und ausgegeben, sondern wie viel er vereinnahmt und verausgabt hat. Von einem gescheitern Kopfe heißt es nicht mehr: er hat gute Anlagen oder er ist gut angelegt, sondern er ist gut beanlagt oder gar er hat eine gute Beanlagung. Liegt hier eine schleppende

Erweiterung der ursprünglichen einfachen Wörter vor, so führt in andern Fällen dasselbe Bestreben nach Breite zu matten Umschreibungen. Schulen möchten heute nicht mehr Schulen heißen, sondern Lehranstalten, aus der Handelsschule wird eine Handelslehranstalt, aus den Lehrern und Schülern werden Lehrende und Lernende, die Studenten wollen nicht mehr Studenten genannt sein, sondern Studirende (als ob mit dem Worte „Student“ der Begriff des wirklichen Studirens nicht mehr recht verbunden wäre!), die Sänger und Musiker im Theater nennen sich Chormitglieder und Orchestermitglieder. Man sollte doch denken, daß in dem Worte „Musicus“ mehr Sinn und Inhalt steckte als in dem faden, nichts sagenden „Mitglied.“

Dem Streben nach breitem, gewichtigem Ausdruck verdanken wir wohl auch zum Theil die abscheulichen Zusammensetzungen: richtigstellen, fertigstellen, klarstellen oder klarlegen, die seit wenigen Jahren statt der guten alten Wörter berichtigen, vollenden und aufklären gebraucht werden. Auch die Hauptwörter Richtigstellung und Fertigstellung für Berichtigung und Vollendung haben sich schon eingebürgert. Diese Wörter sind sämmtlich überflüssig, entschieden unschön, einige, wenn man auf den Grund geht, geradezu einfältig. Auf den ersten Blick scheint es, als ob auch sie sich durch eine gewisse Anschaulichkeit empföhlen: sie werden alle im übertragenen Sinne gebraucht und bedeuten doch eigentlich eine sinnliche, mit der Hand vorzunehmende Thätigkeit. Bei richtigstellen soll man wohl nicht an die Zeiger der Uhr denken, sondern eher an ein Bild, das falsch beleuchtet ist und in die richtige Beleuchtung gestellt wird, oder noch besser an Geräthschaften im Zimmer, die durch einander gerathen sind und wieder auf ihren Platz gestellt werden; ähnlich, könnte man sagen, werden Thatsachen, die verschoben sind, zurechtgerückt oder ins rechte Licht gestellt. Das läßt sich hören. Aber schon bei fertigstellen beginnt der Unsinn. Das Wort kann vernünftigerweise nichts anders heißen als eine Sache so lange hin- und herrücken, so lange an ihr gleichsam herumstellen, bis sie glücklich steht. Das will man aber gar nicht damit sagen, das Wort wird einfach für beenden oder vollenden gebraucht: nicht bloß von einer Schleiße oder einem Straßenspaster, sondern auch von einem Romanmanuscript oder einem Gemälde heißt es jetzt: es ist fertiggestellt. Geradezu stumpfsinnig aber sind klarstellen und klarlegen gebildet: hier wird man von aller Anschauung im Stiche gelassen. Klar brauchen wir in sinnlicher Bedeutung nur von der Luft und von Flüssigkeiten. Wie soll man diese aber auf eine feste Unterlage „legen“ oder „stellen?“ Beide Wörter sind mechanisch und gedankenlos gebildet nach freistellen und freilegen, bloßstellen und bloßlegen. Gerade diese Wörter aber können den Unterschied zeigen. Wie richtig sind sie gebildet! Wie plastisch ist gesagt:

den Dom freilegen (nämlich durch Wegreißen der Nachbarhäuser) oder: einen Schaden bloßlegen — unwillkürlich denkt man an den Anatomen, der Haut und Muskeln auf die Seite legt, bis der Knochen bloßliegt.

Derselbe Sprachschwulst, dieselbe Abneigung von dem Einfachen, Natürlichen und Ursprünglichen, wohin man blickt. Ein wahrer Vernichtungskampf wird jetzt gegen unfre kurzen, flüchtigen und leichtgeschürzten Präpositionen geführt. Sie scheinen geradezu auf den Austerbeetat gesetzt werden zu sollen. Auf, bei, nach, von, mit — sie alle werden verdrängt durch schwerfällige Wortungethüme. Anstatt: „auf das Schreiben der Stadtverordneten“ heißt es jetzt: „antwortlich der Zuschrift der Stadtverordneten“; anstatt: „bei der Einweihung des Goethe-Denkmal“ wird gesagt: „gelegentlich oder anläßlich der Einweihung“; anstatt: „nach diesem Telegramm scheint es“ heißt es jetzt: „inhalts oder inhaltlich dieses Telegramms“; anstatt: „nach Paragraph zehn der Städteordnung“ wird geschrieben: „in Gemäßheit von Paragraph zehn“; anstatt: „mit einem Messer“ „mit Hilfe oder gar mit Zuhilfenahme eines Messers.“ Das einfache von beim Passivum wird vollends gar nicht mehr gebraucht; dafür heißt es bloß noch von Seiten, seitens oder =seits. „Von Preußen ist die Anfrage ergangen“ — pfui, wie zopfig! Der gerechte und vollkommene Journalist schreibt: Von Seiten Preußens oder preußischerseits, statt vom Ministerium ministeriellerseits, statt von den Gegnern der Juden antisemitischerseits. Ist das nicht einfach scheußlich? Wir machen uns lustig über die rollenden, zischenden und schmalzenden Bildungen der slavischen Sprachen. Aber muß nicht ein französisches oder ein italienisches Ohr sich ebenso verschließen gegen ein Monstrum wie antisemitischerseits — trotz des schönen Rhythmus, der zufällig in dem halben Pentameter steckt?

Doch genug der Beispiele. Eins ist unbegreiflich bei allen diesen Wörtern: die reißende Schnelligkeit, mit der sie binnen wenigen Jahren um sich gegriffen haben. Das Wort selbstredend habe ich vielleicht vor zwei bis drei Jahren zum ersten Male aus dem Munde eines Ladendiener's in einem Schnittwaaren-geschäft gehört. Ich dachte damals: Aha, wieder eins von den schönen Wörtern, die der kaufmännische Sargon zu bilden liebt, ganz geeignet für die verbindlich lispelnden Lippen von Ladenjünglingen und Probirmamsells. Bald darauf tauchte aber das Wort vereinzelt in den Zeitungen auf — möglich, daß es der Ladenjüngling selbst schon aus einer Zeitung aufgesehen hatte. Nicht lange, so brauchte es ein mir bekannter Arzt in der Unterhaltung — ich erschrak förmlich und traute meinen Ohren kaum, dann las ich es wiederholt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, und so ging es weiter und weiter, bis mich das garstige Wort von allen Seiten umzischelte. Ähnliches habe ich mit richtigstellen und fertigstellen beobachtet.

Vor etwa Jahresfrist hörte ich in einer öffentlichen Prüfung, wie der Examinator auf eine falsche Antwort, die der gefragte gegeben, einen andern der zu prüfenden fragte: „Können Sie vielleicht diese Antwort richtig stellen?“ Ich wäre bei einem Haare dazwischen gefahren mit dem Rufe: „Wollen Sie nicht zunächst einmal diese Frage richtig stellen?“ Ich kann mir nicht helfen: Ich glaube, ich könnte hundert Jahre alt werden, ich würde diese Wörter und die meisten der oben aufgezählten Neubildungen nun und nimmermehr in den Mund nehmen, nun und nimmermehr schreiben, so grundwiderrätig sind sie mir. Ich hasse diese Wörter so, daß es für mich geradezu für die Beurtheilung eines Menschen entscheidend ist, ob er sie nachbraucht oder vermeidet. Jedermann kennt den peinlichen Eindruck, den es in gebildeter Gesellschaft macht, wenn ein Mensch, der auf der Bildungsstufe der übrigen Anwesenden zu stehen schien, plötzlich ein Fremdwort falsch anwendet oder mitten in der geziertesten Rede über einen groben syntaktischen Fehler stolpert. Keiner fühlt sich berufen, den Aermsten über seinen Schnitzer zu belehren, aber alle sehen sich stumm an und denken: Hier liegt ein Versehen vor, wie kommt der Mensch in unsern Kreis? Genau dasselbe Gefühl habe ich Leuten gegenüber, die ihre Rede mit Neologismen spicken. Ich habe mich fünf Minuten lang mit jemand unterhalten, und das Gespräch will eben etwas in Zug kommen, wir sind im Begriff einander näher zu rücken. Plötzlich braucht der andre ein so dummes Wort wie selbstredend — und ich bin wie auf den Mund geschlagen, ich sehe, daß wir nicht zu einander passen.

Nun habe ich mich schon oft ernstlich und aufrichtig gefragt: Bist du im Rechte mit deiner unbefleglichen Abneigung gegen diese Wörter? Oder sind sie es, die sie arglos nachbrauchen? Gehört nicht vielleicht allen diesen Wörtern die Zukunft, und ist es nicht „ein eitel und vergeblich Wagen, zu fallen ins bewegte Rad der Zeit?“ Ist nicht die Sprache in ewigem Fluß und Werden begriffen, und würde sie nicht zur Verknöcherung verdammt sein, wenn alle Menschen sich gegen die Aufnahme dieser Wörter so sträuben wollten wie du? Ist es nicht eine Idiosynkrasie von dir, daß du hier einen Mangel, einen Mißstand siehst? Liegt der Mangel nicht vielmehr bei dir? Bist du nicht ein Pedant, und die andern die Geistesfreien? — Immer aber muß ich mir dann antworten: Du, der du dich gegen diese Wörter sträubst, bist doch der denkende; sie, die sie fröhlichweg nachbrauchen, sind die gedankenlosen. Wären sie die denkenden, brauchten sie die Sprache nicht wie im halben Traume, sondern mit dem hellen Bewußtsein eines Menschen, der genau weiß, warum er an jeder Stelle gerade dieses Wort setzt und kein andres, so müßten doch auch sie an den Neubildungen einmal Anstoß nehmen. Es gilt als Zeichen einer niedern Bildungsstufe, wenn jemand an allen Allfanzereien der wechselnden Kleidermode theil-

nimmt. Ist es nicht eben so gut ein Zeichen geringer Bildung, wenn jemand so wenig fest in seiner Sprache ist, daß alles, was an neomodischen Wörtern auftaucht, sofort in seinen Wortvorrath hineinsickert, daß er alle jene überflüssigen Modewörter schleunigst aufschnappt und nachschwächt?

Ja, um Modewörter handelt sich; nirgends zeigt sich dabei etwas von genialer, naturnothwendiger, triebkräftiger Sprachschöpfung. Ich denke manchmal: Wenn du, Professor so und so, der du in der Vorrede zu deinem neuesten Opus so schlankweg vom Fertigstellen oder gar vom Druckfertigstellen deines Manuscriptes redest, verfolgen könntest, welcher einfältige Reporterjunge dieses Wort vielleicht zuerst gebraucht hat, das du ihm hier so gefällig nachbrauchst, du würdest dich sicherlich schämen. Viele der oben angeführten Wörter können gar nicht von Deutschen gebildet sein. Es ist undenkbar, daß ein deutscher Schriftsteller, der den Reichthum seiner Muttersprache nur einigermassen beherrscht, das Bedürfniß gefühlt haben sollte, den guten, naheliegenden Wörtern aus dem Wege zu gehen und zu so überflüssigen, schlechten und geschmacklosen Analogiebildungen zu greifen. Ein guter Theil derselben ist — um es gerade herauszusagen — modernes Judendeutsch, aufgebracht von jüdischen Ladendienern, jüdischen Handlungsreisenden, jüdischen Zeitungsschreibern, sie erklingen erst in ihren echten Heimatlauten, wenn sie — womöglich begleitet von einer gewissen Beinstellung und Armhaltung — durch die Gurgel gesprochen werden. Und du, deutscher Kaufmann, deutscher Schriftsteller, deutscher Schulmeister und Professor, plärrst sie ihnen nach!

Noch einmal: um Modewörter handelt sich, aufgenommen in die Sprache der Zeitungen, der Behörden, der öffentlichen Verhandlungen, der Salons, aber gemieden von allen wirklich vornehmen Schriftstellern. Und das ist noch der einzige Trost dabei. So lange wir diese Modewörter nicht lesen bei Theodor Storm, bei Gottfried Keller, bei Paul Heyse, bei Heinrich von Treitschke, bei Ernst Curtius, bei Anton Springer, so lange sie nicht eindringen in die „Literatur“ im höhern Sinne, so lange ist Hoffnung, daß sie abwirthschaften und wieder verschwinden werden. Ein Wort wie selbstredend wird und muß ja den Leuten über kurz oder lang so ekelhaft werden wie seinerzeit das Cri-cri.

Es ist leider so weit gekommen, daß wir in Deutschland zwei verschiedene Schriftsprachen haben, das Deutsch einer kleinen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern, die die Sprache mit Keuschheit und künstlerischem Bewußtsein handhaben, und daneben das Kanzlei- und Zeitungsdeutsch. Des letztern bedienen sich alle Bekanntmachungen der Behörden, alle Verhandlungen in Kammern, Vereinen und Versammlungen, zum guten Theil auch die Conversation des Salons. Deutsch ist ja schließlich beides. Im übrigen aber besteht zwischen der Sprache

eines unsrer guten Schriftsteller und der Sprache einer politischen Tageszeitung keine größere Aehnlichkeit mehr als zwischen zwei Pflanzen desselben Stockes, von denen die eine, sorgsam von Gärtnershand gepflegt und ausgeschnitten, herrliche Blüthen treibt, während die andere, sich selbst überlassen, zahllose gemeine Wildlinge emporschickt, die jede Blüthe verweigern. Dieser Gegensatz verschärft sich von Jahr zu Jahr mit größerer Schnelligkeit. Wo das am Ende hinaus soll, ist nicht abzusehen. Es fehlt für diesen Verwilderungsproceß an jeder Analogie in der Sprachgeschichte, denn es ist ein Factor dabei thätig, der aller Berechnung spottet: die Tagespresse mit der ganzen Unsumme von Halb- und Viertelsbildung und von gedankenloser Hast, die an ihr arbeitet.

Abhilfe, Minderung des Uebels ist vielleicht später einmal von der Schule zu erwarten. Nicht von der jetzigen Schule. Die Jugend, die gegenwärtig unsre Gymnasien verläßt, ist in sprachlichen Dingen so unfertig, so haltlos, daß sie allen Einflüssen von außen preisgegeben ist. So lange noch die höchste und feinste Blüthe unserer Gymnasialbildung durch den sogenannten „freien lateinischen Aufsatz“ dargestellt wird, so lange der erste beste Latinist, Hellenist, Germanist oder gar Theolog für befähigt gilt, den deutschen Unterricht in den obersten Classen unsrer höhern Schulen zu ertheilen, so lange im deutschen Aufsatz das Heil noch in der inventio gesucht wird anstatt in dem geordneten, klaren und — schönen Ausdrucke der Gedanken, so lange wird auch die Verschlechterung unsrer Sprache fortschreiten, und zu dieser Verschlechterung werden weiblich beitragen die geschmacklosen Neubildungen.

* * *



Ein neues Prachtwerk.

Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland. Von Dr. H. Graf Stillfried-Mcántara und Prof. Dr. Bernhard Kugler. Illustriert von den ersten deutschen Künstlern. Erste Lieferung. München, Friedrich Bruckmann, 1881.

Was man an diesem Unternehmen am meisten bewundern muß, das ist der Muth des Verlegers. Mit Prachtwerken derselben oder ähnlicher Art, wie das mit dem vorliegenden Hefte begonnene ist der deutsche Büchermarkt im Laufe des letzten Jahrzehnts derart überschwemmt worden, und es ist schon in den letzten Jahren von den verschiedensten Seiten so oft der Rath ertheilt worden, in der Herstellung ähnlicher Waare zunächst einmal eine längere Pause eintreten zu lassen,